

Frauenstimme

Nr. 25 + 42. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

10. Dezember 1925

Probleme der Heimarbeit.

Auf einer der letzten Konferenzen der Berliner Parteifunktionärinnen wurden in der Debatte Fragen der Heimarbeit gestreift. Das geschah nur sehr flüchtig, da die Frage abseits von der eigentlichen Tagesordnung der Konferenz lag. Es wäre aber zu begrüßen, wenn sich Gelegenheit fände, im gleichen Kreis die Probleme der Heimarbeit einmal gründlicher zu erörtern.

Sollen wir als Sozialisten die Heimarbeit fördern oder hemmen?

Welches sind ihre Vorteile und welches ihre Nachteile?

Es ist zweckmäßig, bei einer solchen Betrachtung zunächst zu unterscheiden zwischen der Heimarbeit in der Großstadt und der Heimarbeit in ländlichen Gegenden. Die Heimarbeiterdörfer auf dem Lande, besonders in Sachsen und Thüringen, liegen meistens in unfruchtbaren Gegenden. Die Einwohner können nicht von der Landwirtschaft leben. Ihre Dörfer haben so ungünstige Verkehrsverhältnisse, daß sich dort auch keine Industrieunternehmen ansiedeln. Als einzige Verdienstmöglichkeit bleibt die Heimarbeit, die nicht nur nebenbei von der Frau, sondern von der ganzen Familie einschließlich der Kinder verrichtet wird. Das gemeinschaftliche Einkommen einer solchen Heimarbeiterfamilie ist in der Regel niedriger als das eines großstädtischen Fabrikarbeiters.

In den meisten Fällen werden nicht sehr hochwertige Massenartikel hergestellt, die nur deshalb in Fabriken produziert werden, weil die Löhne der Heimarbeiter so niedrig sind, daß sich die Anschaffung von Maschinen nicht rentiert. Die Lebensbedingungen und Gesundheitsverhältnisse dieser Heimarbeiter entsprechen ihren schlechten Löhnen. Die frühe Heranziehung der kleinen Kinder zur Arbeit erstickt in diesen den Willen zum Widerstand gegen die schlechten Arbeitsbedingungen. Dem Kampf um höhere Löhne ist überdies eine Grenze gesetzt an dem Punkt, wo es für den Unternehmer rentabler wird, die Gegenstände im Fabrikbetrieb herzustellen zu lassen.

Hier ist das Problem, wie Genossin Anna Siemsen in einem sehr interessanten Artikel in der „Gewerkschaftlichen Frauenzeitung“ Nr. 10 darlegt: Der nächsten Generation die Kraft zu geben, sich aus ihrem Heimarbeiterelend zu befreien. Dazu ist notwendig: 1. die Kinder körperlich zu kräftigen, 2. ihnen durch die notwendige fachliche Schulung den Berufswechsel zu erleichtern und 3. durch Bekanntmachen mit den Arbeits- und Lebensbedingungen an anderen Orten der Jugend einen Anreiz zum Auswandern aus ihren elenden Heimarbeiterdörfern zu geben.

Das Ziel muß hier sein, den unvermeidlichen und zu begrüßenden Untergang der Heimarbeit möglichst schmerzlos für die beteiligte Arbeiterschaft zu gestalten.

Wie steht es demgegenüber mit der Heimarbeit in einer Großstadt wie etwa Berlin? Es handelt sich hier nur in ganz seltenen Fällen um die Heimarbeit der ganzen Familie. Meistens ist es nur die Frau, die, häufig mit Unterstützung der Kinder, Wäsche, Kleider oder Mäntel näht oder Teilarbeiten in der Herrenkonfektion verrichtet. Die Frau ist nicht auf Heimarbeit als einzige Arbeitsmethode angewiesen. Sie könnte in der Regel auch in einer Fabrik Arbeit finden. Warum zieht sie die Heimarbeit vor, die auch in der Großstadt schlechter bezahlt wird als Fabrikarbeit?

Heimarbeiterinnen sind zu einem großen Teil Personen, die in ihrer Erwerbsfähigkeit irgendwie beschränkt sind; Mütter, die ihren Haushalt nicht verlassen können,

Frauen von pflegebedürftigen Kriegsbeschädigten, leidende, nicht voll erwerbsfähige Personen, Frauen aus dem proletarisierten Mittelstand, die vor der Arbeit in der Fabrik zurückschrecken oder sich ihr nicht gewachsen fühlen. Dazu kommt der sicher ziemlich große Kreis jener Frauen, die Heimarbeit nicht als ihre Haupterwerbsquelle ansehen, die nur ein paar Mark in der Woche dazu verdienen müssen. Ihnen bietet die Heimarbeit den Vorteil, daß entsprechend den jeweiligen Verhältnissen mehr oder weniger Arbeit übernommen werden kann.

Für alle diese Gruppen von Arbeiterinnen bietet die Heimarbeit gewisse Annehmlichkeiten gegenüber der Fabrikarbeit und es werden darüber nur zu leicht die großen Nachteile der Heimarbeit übersehen. Die Heimarbeiterin arbeitet für den Fabrikanten billiger als die Fabrikarbeiterin. Sie trägt in stärkerem Maße das Risiko der Konjunkturschwankungen und ist allen Nachteilen eines schwankenden Einkommens besonders oft preisgegeben. Auch bei verhältnismäßig guter Organisation und dementsprechend höheren Löhnen ist das Einkommen einer Heimarbeiterin geringer als das einer Fabrikarbeiterin, die ebenso lange arbeitet. Die Heimarbeiterin versucht ihren Lohn zu steigern durch Verlängerung ihrer Arbeitszeit. Spät am Abend sieht man bei Fahrten mit der Ringbahn oder bei Gängen durch die Arbeiterviertel die Frauen über die Nähmaschine gebeugt sitzen, meistens beim Schein einer dürftigen Petroleumlampe. Es muß Licht gespart werden und häufig auch Heizung. Die trostlosen Wohnungsverhältnisse zwingen sie, in einem Raum zu wohnen, der fast immer auch gleichzeitig als Küche, Wasch- und Trockenraum, Wohnzimmer und häufig auch als Schlafraum für Familienangehörige dient. Auf die Erhaltung ihrer körperlichen Widerstandsfähigkeit achtet die arbeitende Frau meistens längst nicht in gleichem Maße wie der Mann und besonders die Heimarbeiterin mit ihrer unbegrenzten Arbeitszeit mutet sich Überlastungen zu, auf die ihr Körper früher oder später mit einem Zusammenbruch reagieren muß.

Aber abgesehen von den schweren Gesundheitschädigungen, die mit der Heimarbeit unlösbar verbunden sind, haben wir als Sozialisten uns auch mit den Arbeitsmethoden in der Heimarbeit auseinanderzusetzen. Unsere Aufgabe ist, der sozialistischen Gütererzeugung, die wir erstreben, die besten Voraussetzungen zu schaffen. Ein wichtiges Mittel dazu ist die Anwendung der zweckdienlichsten Arbeitsmethoden. Es bedarf keines Beweises, daß die Einrichtungen und Arbeitsmethoden der Heimarbeiterinnen immer hinter denjenigen im Großbetrieb zurückbleiben müssen.

Im Sinne der von uns zu fördernden Entwicklung liegt es deshalb, daß die Heimarbeit vollkommen verschwindet. Wenn die Gewerkschaften auf die bessere Organisation der Heimarbeiterinnen hinwirken, so ist das Ziel dieser Bestrebungen nicht: die Heimarbeit zu stärken. Es sollen die schweren Nachteile der Heimarbeit, wie sie nun einmal bestehen, den Arbeiterinnen erträglicher gemacht werden durch den organisierten Kampf um bessere Arbeitsbedingungen. Neben dieser Gewerkschaftsarbeit stehen die Bestrebungen der Arbeiterwohlfahrt, durch Vermehrung der Fürsorge für Kinder und Kranke die Arbeiterfrauen zu entlasten, und beide Zweige der Arbeiterbewegung zusammen in dem Willen aller Sozialisten, eine Zeit sozialer Gerechtigkeit herbeizuführen, die vor allem auch die Frauen von ihren drückendsten Lasten befreit wird.

Anna Geiger.

Erlebnisse im Kindergarten.

Von Erna Maraun.

1. Die Kinder.

Was sie reden, ist entzückend. Nie stehen diese Plappermäulchen still.

„Ich bin der Hudi“, stellt sich einer vor. „Weißt du nicht, wo mein Buda ist?“

„Tante, zieh den Faden hier durch!“ „So, nun ist er durch.“ „Noch durcher, Tante!“

„Wieviele Beine hat denn ein Hund, Herbert?“ „Zwei Beine, Tante, und nochmal zwei Beine.“

„Weißt du, Heini, was wir vom Schaf kriegen?“ „Das Schabestisch.“

„Hast du auch ein Kind, Tante?“ „Nein, Werner.“

„Dann mußt du dir eins anschaffen.“

„Nicht wahr, Tante, die Deuschnationalen sind doch keine Kommunisten?“

So allerliebste reden sie.

Aber was sie tun, ist böse, bösel. Sie tun immer gerade das, was du nicht willst. Sie meinen, der Tisch sei dazu da, um mit den Beinen darauf herumzustrampfen und dann herunterzupringen oder als Doppeldecker hinunterzuzuliegen. Sie bilden sich ein, die Hände seien deshalb hingestellt, um sich davon Rutschbahnen bauen zu können. Sie glauben, die Wasserleitung sei eigens für sie geschaffen, um ein Planschfest zu veranstalten. Sie nehmen an, die Fenster seien darum gemacht, daß man hinausklettern könne. Den Teller mit dem Mittagessen kann man so herrlich als Karussell herumdrehen, in das Frühstücksbrot kann man ein Gläschen als Fahne hineinstecken und in der Abfallkiste kann man Boot fahren. Herrliche Sachen kann man machen, aber die bösen Großen erlauben es nicht. Immer wollen sie anders als die Kleinen und ein erbitterter Kampf beginnt. Ein Kampf, nervenzersetzend und innerlich aufreibend für den Erzieher, der sich nicht ohne weiteres als den gottgewollten Herrscher über das kleine Volk betrachtet, sondern sich bemüht, seine Eigenart zu begreifen, ihm sein Recht zu lassen, soweit es möglich ist, und langsam und schmerzlos eine Angleichung kindlichen Willens an reiferen Willen zu schaffen. Verstandesmäßige Beeinflussung ist bei Drei- bis Fünfjährigen ziemlich ausgeschlossen. Jede Diskussion über Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit bleibt fruchtlos, denn sie endet mit der Bemerkung des Kindes: „Ich will aber doch!“ Ablenkung und Gewöhnung ist hier alles. Man zeigt in dem Augenblick, wo wieder etwas recht Unliebsames geschehen soll, den Ball hierzu in der Berechnung, daß sich das Kleine nun darauf stürzen wird und von dem geplanten Vorhaben abläßt — und dann darf es so lange damit spielen, bis es entdeckt, daß man wunderschön mit dem Ball nach der Lampe zielen kann. Dann müssen wir ihm, um die nächste Katastrophe zu verhüten, wieder einreden, daß der Ball gar nicht schön sei und daß man viel feiner mit den Bausteinen spielen könne.

Aber nicht nur gegen den Erwachsenen richtet sich die Feindschaft. Zwischen den Kindern selbst tobt ein heftiger Kampf. Man glaubt, ein Miniaturbild des Klassenkampfes mit seinen heutigen Kampfmethoden vor sich zu haben, wenn man diese durcheinander wirbelnde Masse sieht. Da sind 5 Schippen und 25 Menschenkinder, die sich voll entfacht Begierde darauf stürzen. Mit Stoßen und Schimpfen und Schreien kämpft jedes um das ersehnte Ziel. Derjenige, bei dem Stärke plus Rücksichtslosigkeit die größte Summe ergeben, ist Sieger. Schauernd steht man vor dem Raß an Roheit, Wildheit, Egoismus, das da sichtbar wird. (Utaismus!*) Vielleicht müssen wir, ähnlich dem physischen Entwicklungsgang des Embryos, auch die geistigen Entwicklungsphasen der Menschheit noch einmal in den Kinderjahren durchmachen. Das Faustrecht regiert bei den Kleinen — von einem Vocablo sind sie noch weit entfernt! Die erste Bewegung bei jedem erhaltenen Stoß, bei jedem Unlustgefühl — ob absichtlich oder unbeabsichtigt zugefügt, bleibt gleichgültig — die erste Reaktion ist die angreifende Handbewegung: ich schlage.

Und diese Absicht wird auch meist ausgeführt, durch irgendein Instrument verstärkt, sei es ein Stein, eine Handvoll Sand, eine Schippe, ein Stock oder was sonst zur Hand ist. Diskussion ist auch hier unmöglich. Ablenkung und Gewöhnung an friedliches Spiel sind die einzigen Wege, die etwas schneller aus diesem Urmaske stadium menschlichen Kampfes hinauszuführen.

2. Die Eltern.

Es sind alles Proletariatskinder, alles proletarische Eltern. Doch wieviele sind sich dessen bewußt?

Da kommt eine Mutter und erzählt ganz naiv: „Sonntag hat er Fieber gehabt, der Fritz, und wollte durchaus nicht aufstehen. Aber ich habe ihm gut zugeredet. „Steh auf, Frischchen,“ habe ich gesagt, „du weißt doch, wenn man dich nicht beim Kindergottesdienst steht, dann kriegst du nichts zur Weihnachtsbescherung.“ Und dann ist er auch brav aufgestanden und ist gegangen. Aber nachher hat er sich gleich wieder hingelegt. Armes Frischchen, arme Frau! Nicht das ist das Traurigste, daß eine Proletariatskinder ihr fünfjähriges Kind zum Kindergottesdienst schickt, sondern das ist das Traurige, daß sie es tut, um ein paar armeisige Sachen zu Weihnachten zu bekommen. Wie muß es in einer Familie aussehen, in der solche Bettelermoral entsteht! Der Kapitalismus nimmt uns nicht nur unser Brot, er nimmt uns auch unsern Stolz, aufrecht um Brot zu kämpfen. Und das ist mehr.

*) Rückschlag in Abnencharakter.

Man lernt nicht sobald alle Eltern kennen. Meist erscheint nur ein Elternteil, der sich hastig verabschiedet, um zur Arbeit zu eilen oder müde nach vollbrachtem Tagewerk schnell wieder seiner Wohnung zuströbt. Und doch kann man sich bald ein Bild von den meisten machen — nach der Frühstückstasche. Da ist die kleine Marga, die stets wie aus dem Ei gepellt ist. So ordentlich, wie das Köpfchen geflochten und das Haar glatt gestrichen ist, so nett ist das einfache Kleidchen, das saubere Schürzchen. Und so ist auch ihr Frühstückstäschchen mit den in sauberes Papier eingewickelten akkurat geschnittenen Stückerchen. Aber da sind andere, bei denen man sich ekelt, das Frühstück anzufassen, so schmierig ist das Papier, so unappetitlich die ganze Tasche. Und es ist nicht immer das ärmlichste Frühstück, das in solchem Täschen liegt. Da gibt es Eltern, denen man es nicht klarmachen kann, daß Brot den Kindern zuträglicher ist als Kuchen, daß es unsozial ist, in dieser kleinen Gemeinschaft dem eigenen Kinde die Möglichkeit zu geben, mit seinem Kuchen zu prahlen, während ein anderes nur Schmalzbrod hat. Es gibt auch einige, bei denen reicht es nur zum trockenen Brötchen. Tag für Tag spricht Lotis Frühstück dieselbe Sprache, die ihr armeisiges Kleidchen und ihre zerrissenen Stiefelchen sprechen. Bei manchem langt es nicht einmal zu einer Federstullenstasche. Eine Mutter hat ihren Kindern aus Stoff eigene Täschen genäht, andere begnügen sich mit einer Tüte, einem weißen Stück Papier, einem Zeitungsblatt. Psychologie und Soziologie der Frühstückstasche!

3. Das Milieu.

Ich glaube die Großstadt zu kennen. Und doch ist es mir, als kenne ich sie erst recht, seit ich bei diesen Kindern bin. Armseliges Proletariatsviertel, ohne Baum, ohne Sand, ohne Spielplatz, ohne Luft, ohne Sonne, ohne Schönheit, wie soll denn etwas anderes auf dem steinigten Boden wachsen als diese verkümmerten Pflänzchen, die mit dem Mut der Verzweiflung, mit dem Egoismus der Enterbten rücksichtslos darum kämpfen, ihren Hunger nach Freude zu befriedigen! Immer sehe ich Käte Kollwitz' Bild von den Proletariatskinder mit dem Schild im Hintergrund. „Das Spielen auf den Höfen und Treppen ist verboten.“ In solchen Höfen leben sie, auf diesen Treppen werden sie groß. Wenn ich abends die Kinder nach Hause bringe, die von den Eltern nicht abgeholt worden sind, erschauere ich vor diesen Höfen, diesen Häusern, und dann klingt mir ein Wort Rilkes im Ohr, ein Wort leidenschaftlichster Anklage gegen die Großstädte: „Die großen Städte sind nicht wahr, sie täuschen den Tag, die Nacht, die Tiere und das Kind.“ Und dann kann man einen Augenblick daran verzweifeln, daß je auf dieser Grundlage etwas Großes, Reines erwachsen soll, daß der Geist sich gegen diese Materie behaupten könne. Man möchte stehen vor diesen Ungeheuern, die innen so freudlos wie sie von außen eintönig und schmutzig sind. Hlehen und wenigstens die Kinder mitnehmen zu Sonne und Schönheit. Und dann begreift du alles, was da an Häßlichem in den kleinen Menschen tobt: jedes gemeine Wort, das tagsüber dein Ohr verlegt hat, jede Roheit, vor der du fassungslos standest; jenes Tiersein im Menschen, das sich so trotzig aufrecht gegen jeden, der es bekämpfen will — alles verstehst du und neigst dich, von einem Quell der Sehnsucht und Liebe überflutet, wieder zu den Kleinen, um ihnen zu helfen, all dies zu überwinden.

Aus der Montessori-Praxis.

Von Sofie Pazarsfeld-Wien.

Für die Ausbildung der Muskeln gibt es zahlreiche zweckmäßig erdachte Spiele, wie etwa einen frei herabhängenden Ball, die Kinder sitzen im Kreis herum und senden durch Schläge auf den Ball ihn lustig einander zu. Dabei üben sie Arme und Wirbelsäule. Oder es wird ein Kreidestrich auf den Boden gezogen und die Kinder versuchen nun, gerade, ohne Abweichung nach links oder rechts, darauf zu gehen. Das unterhält sie, und sie merken gar nicht, daß es eine Turnübung ist und daß sie dabei lernen. Diese Beispiele ließen sich viel weiter ausführen, als der Raum hier gestattet. Wir wenden uns nun der anderen Gruppe zu, den Spielen zur Entwicklung der Sinne.

Wir können oft beobachten, daß einzelne Kinder trotz bestem Willen und starkem Bemühen einer Aufgabe nicht gerecht werden, obwohl sie so gestellt ist, daß sie den Möglichkeiten dieses Kindes durchaus entspricht. Zum Beispiel das Kind soll eine Decke ganz gerade auflegen, was sicher sehr leicht ist. Und doch geht es nicht, die Decke hängt immer schief. Wir merken, daß der Gesichtssinn des Kindes nicht ausgebildet ist. Durch entsprechende Spielübungen, wie z. B. das Hervorsuchen des größten, kleinsten, dicksten unter verschiedenen Holzstückchen, das Aneinanderreihen von verschiedenen Farben, das abgestufte Auffadein ungleich großer Perlen und ähnliches gewinnt das Auge Sicherheit im Abschätzen von Dimension und Raumverteilung, ein solcherart geschultes Auge wird später im Leben viel Schönheit sehen, die dem minderbegabten verborgen bleibt. Solche Spiele gibt es nun für jeden. (Frau Dr. Montessori sagt sehr richtig, daß eine möglichst vollkommene Ausbildung aller Sinne dem Menschen soviel Glücksmöglichkeiten schafft, daß er es gar nicht mehr nötig hat, Beläunung im Altkol und ähnlichen zu suchen.) Sinn und oberster Grundsatz bei deren Ausübung bleibt immer die Selbständigkeit des Kindes; es lernt dadurch sich allein zurechtfinden: nur ein Mensch, der gelernt hat, der eigenen Leistung zu vertrauen, kann auch Vertrauen zu den Leistungen

*) Wer sich dafür interessiert, sei auf das ausgezeichnete Buch von Dr. Maria Montessori aufmerksam gemacht: „Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter“, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Das Wunder.

Als die Marie ihr Kind gebar,
Die ganze Welt totelend war,
Auch Könige lanten auf die Knie
Vor jenem Kind und der Marie,
Sie beugten sich und gingen fort,
Dann kam der große Kindermord.

Marias Kind entrann dem Tod
Und brachte vielen Menschen Brot,
Die glaubten, daß die Zeit erfüllt,
Daß sich das Paradies enthüllt.
In alle Gläubigkeit geschah
Jedoch das Kreuz und Golgatha.

Ein Mensch am Kreuz gestorben ist,
Das Kind jedoch unsterblich ist.
Wohl beugt die Welt nicht mehr die Knie
Vor einem Stall und der Marie,
Nur eins geschieht noch fort und fort:
Die Kreuzigung, der Kindermord.

Marie auch heut' erschienen ist
Und weilt bei uns zu jeder Frist,
Marie in Not und großer Qual
Und schmerzreich wie dazumal,
Sie schreit, derweil ihr Herzblut rinnt
Und schenkt der Welt ein neues Kind.

Auch heute ist die Zeit erfüllt,
Damit ein Wunder sich enthüllt:
Das Wunder Mensch, der aufwärts schwebt
Und nicht mehr vor dem Kriege bebt.
Das Kreuz ist die Vergangenheit.
Die Zukunft ist Unsterblichkeit. Max Barthel.

Die Frau des Politikers.

Vor mir liegt das Buch eines Mannes, der während der für Europa so verhängnisvollen Zeit von 1905 bis 1916 verantwortlich die englische Außenpolitik geführt hat: Sir Edward Grey. Eine Seite aus dem zweibändigen Werk mag zeigen, was eine kluge, politisch geschulte Lebensgefährtin nicht nur für das persönliche Glück, sondern auch für die sachliche Arbeit, für das politische Wirken der verantwortlichen Politiker zu bedeuten vermag.

Am 4. Februar 1906, gerade in dem Augenblick, als das Waffenbündnis mit Frankreich auf dessen Drängen festere Formen annahm, starb Lady Grey plötzlich an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen. Grey bezeichnet dieses schwere Unglück als einen Bruch in seinem Leben, der sein öffentliches Wirken aufs stärkste beeinflusst habe und fährt dann fort: „Es ist natürlich nicht möglich bei meinem Rückblick auf mein Wirken zu sagen, in diesem Fall würde ich, wenn sie gelebt hätte, eine andere Entscheidung getroffen haben, oder, dort würde ich anders gedacht und gesprochen haben. Aber der Einfluß auf meine Arbeit, wenn er auch nicht im einzelnen nachgewiesen und gewogen werden kann, war dennoch ungeheuer groß. Zwanzig Jahre hindurch hatte ich, was der Mann im öffentlichen Leben nicht hoch genug einschätzen kann, die Stütze einer treuen Kameradschaft im eigenen Heim, der Kameradschaft eines Menschen, dem alles Kleinliche und Gemeine unerträglich war. Nun war ich allein. Dies war in sich selbst eine so große Veränderung, daß sie, obwohl sie sich in meinem Privatleben vollzog, Charakter und öffentliches Wirken notwendig beeinflussen mußte. Während meiner ganzen Ehe war ich gewohnt, die öffentlichen Angelegenheiten mit meiner Frau zu besprechen und alle Gedanken mit ihr zu teilen; und sie nahm großen Anteil an diesen Dingen. Ihre Interessen und Lebensansichten waren großzügig, ihre Meinung war immer frisch und unabhängig, häufig so eigenartig, daß sie ganz neue Ausblicke eröffnete und den Gegenstand unserer Betrachtung in völlig neuem Licht erscheinen ließ. Nie war ihre Auffassung stich oder von anderen übernommen, niemals der Ausdruck von herkömmlicher Sitte, von partei- oder klassengebundenem Denken. All das war mit mir für immer genommen. Gemeinsam hatten wir unser Wissen erweitert, unsere Gedanken geteilt, gemeinsam unsere Ziele verfolgt. Eine zeitlang war dem Zurückgebliebenen die Vergangenheit lebendiger als die Gegenwart. Die Gedanken schienen stiller zu stehen, das Werk vernichteter. Der Brief, in dem ich ihr über die Unterredung mit Cambon (französischer Botschafter in London, der das Waffenbündnis mit England in der Form eines unterzeichneten Vertrags erreichen wollte. D. R.) kam zu spät an, um von ihr gelesen zu werden. Wenn sie am Leben geblieben wäre, würden wir die Sache miteinander beraten haben.“

Es ist ein Zufall, daß wir in den Memoiren der deutschen Staatsmänner aus der Vorkriegs- und Kriegszeit nirgends ähnliche schlichte und ergreifende Anerkennung ihrer Frauen lesen können? Und wenn nicht, liegt es an den Frauen oder an den Männern oder etwa gar an unserer deutschen Musterfamilie, in der der Wert der Frau zuerst in der Wirtschaftlerin und dann erst in der Geschäftsführin gesucht wird? Toni Pfall.

anderer und darum Anerkennung des Mitmenschen, Einfügung in eine Gemeinschaft, wie das Leben sie verlangt, gewinnen. Das Hauptaugenmerk muß auf solche Spiele gelenkt werden, die geeignet sind, den Gemeinschaftssinn zu stärken, was für die sozialistische Erziehung von besonderer Bedeutung ist. Es sind vor allem also solche Spiele heranzuziehen, die geeignet sind, viele Kinder in einem gemeinsamen Interesse zusammenzufassen, vielen ein gemeinsames Ziel zu bieten, wie Ausschmücken des Heimes, Ausbessern oder Reherstellen der Gebrauchsgegenstände, gemeinsames Verfertigen von Spielsachen, besonders der größeren Kinder für die kleineren, Vorbereitung für Theateraufführungen und diese Aufführungen selbst. Es ist hierbei nicht nötig, über kostbares Material zu verfügen, die Kinder unterhalten sich am besten, wenn man ihrer Phantasie freien Lauf läßt. Wie liebt ein Kind ein ihm fertig überreichtes Spielzeug? So heiß wie eines, das es selbst geschaffen hat. Man sieht hieraus, wie wichtig es ist, beim Kind auch die Freude an der eigenen Leistung zu wecken, die ihm später viel Schweres bewältigen hilft. Es ist auch darauf zu achten, daß die Kinder auch gemeinsam ihr Spielzeug in Obhut nehmen und die Verantwortung dafür tragen lernen, wodurch ihr Verantwortungsgefühl gestärkt wird, späterhin für ihr gedeihliches Zusammenleben mit anderen. Von größter Wichtigkeit ist auch, das Kind zu lehren, sich gemeinsam mit anderen zu freuen, nicht Freude für sich allein in Anspruch zu nehmen. Bessere Erziehungserfolge als mit Wettspielen der einzelnen erzielt man, wenn die Kinder gruppenweise ihr Zimmer, ihren Tisch schmücken und es sich angelegen sein lassen, es besonders schön zu können. Große Freude macht auch das Reigen singen und -tanzen, das gleichfalls erzieherisch in dem Sinn der Rücksichtnahme, der Einstellung auf andere wirkt, ebenso wie die Einrichtung, daß jedem Kinde eine Arbeit in der Gemeinschaft anvertraut wird. Das Hauptaugenmerk ist immer darauf zu richten, durch die Spielaktivität das Selbstvertrauen des Kindes zu stärken.

Es muß noch auf einige sittliche Mängel der Kinder hingewiesen werden, die man meistens falsch deutet, das sind Un dankbarkeit und Unverlässlichkeit. Diese dem Kind als schlechte, böse Eigenschaften angekreideten Verfassungen gehen fast immer auf schlechtes (ungeschultes) Gedächtnis zurück. Die Kinder vergessen trotz bestem Vorbehalt die ihnen erwiesene Guttat, den erteilten Auftrag, weil ihr Gedächtnis nicht gelernt hat, diese Dinge zu behalten. Es gibt unzählige Übungsspiele zur Schärfung des Gedächtnisses, z. B. der Blumenstrauß. Die Kinder sitzen in einer bestimmten Reihenfolge, und jedes trägt einen Blumenamen, alle zusammen bilden einen Strauß. Ein Kind wird hinausgeschickt, die Sitzordnung wird geändert, und das Kind muß die alte Ordnung wieder herstellen können. Es läßt dabei zweierlei, denn es muß sich gemerkt haben, wie jedes Kind heißt und an welchem Platz es gewesen ist.

Ausführlicheres läßt sich hier leider nicht sagen, aber so viel steht fest: man wird sicherlich gute Resultate erzielen, wenn man alle Spiele in dem Sinn regelt, daß sie dem Kind den Weg in die Gemeinschaft ebnen.

Frau und Genossenschaft.

Es wäre die natürlichste Erscheinung der Welt, wenn im Konsumgenossenschaftlichen Leben die Frauen mehr noch als bisher das eigentlich aktive Element würden. Die Frau steht als Verwalterin des Familieneinkommens in weit näherer Beziehung zum Konsumverein als der Mann. Diese nahe Beziehung zur Frau muß der Konsumverein pflegen, er muß alles tun, um der Frau den Gang in die Verkaufsstelle leicht und angenehm zu machen. Viel ist schon getan, wenn der Konsumverein mit seiner materiellen Leistung die Frauen an sich zieht und an sich fesselt. Aber damit ist noch nicht alles getan. Es gibt zu viele Möglichkeiten, die Frau vom Konsumverein und dessen nützlichen Wirken abzulenken, als daß nicht so manche Frau dem oft scheinbaren Vorteil nachliefe. Die zu geringen Umsätze vieler Konsumvereine beweisen das so gut wie die Tatsache, daß eine erschreckend große Anzahl von Kleinhandels-geschäften auf ausreichende Kundenschaft rechnen können. Würden sich alle Frauen nur nach der wirklich gegebenen Leistung richten, so müßte ihre Entscheidung oft anders ausfallen und der Konsumverein müßte seine Umsätze schnell steigen sehen. Es wird demnach gut sein, nach dem andern Grunde zu forschen, der viele Frauen vom Konsumverein fernhält.

Die Frauen sind durch ihre Haushaltsarbeiten sehr in Anspruch genommen. Ihre Zeit geht hin im Sorgen um den Unterhalt der Familie. Wenn sich manchen Frauen der Konsumverein nicht immer augenfällig als der Spender materiellen Ruhens zeigt, so ist es leicht möglich, daß die Frauen achlos am Konsumverein vorbeigehen. Die Frauen gewinnen auf diese Weise ein nur sehr einseitiges Verhältnis zum Konsumverein und zur Konsumgenossenschaftsbewegung. Der Konsumverein muß doch weit über den billigen Preis hinaus Nutzen für die Verbraucher schaffen. Es ist seine Aufgabe, die ganze Umlaufverteilung auf eine gesündere, für den Verbraucher nützlichere Grundlage zu stellen. Unsere Frauen müssen von dieser nie ruhenden Arbeit der Konsumvereine wissen. Sie müssen sehen, daß Wichtiges am Werk ist, das zwar nicht heute oder morgen fertig dastehen kann, das sich aber entwickelt und einmal sein wird. Unsere Frauen müssen dieses Wissen von der großen Aufgabe des Konsumvereins in sich tragen. Gerade die Frauen sollen sehen, wissen, erkennen, damit ihnen bei den Mühen und Sorgen des Alltags dieses Wissen helfen kann, das Kleinliche zu überwinden, das oft so wild wuchert und den Willen zum Guten lähmt.

Im Koch.

Von einer ostpreussischen Hausangestellten.

Sie gehen über den Hof.

Die eine, groß und stattlich. Stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein in Gang und Haltung.

Alles verrät die Herrin, die zu befehlen gewohnt, Gehorsam verlangt von denen, die ihr dienen müssen.

Ihr folgt, zart und schwächlich, kaum dem Kindesalter entwachsen, ein Mädchen. Leicht und flüchtig eilen die bloßen Füße über den nassen tümpeligen Boden. Die schmalen Schultern biegen sich wie fröstelnd ein. Auf den Kindertippen zittert noch der Hauch einer schmerzvollen Scheidestunde. In den Augen, die den Blick auf die Vorangehende richten, ein Bitten und Bangen: Willst Du nicht ein wenig gut sein zu mir? Ich will ja alles tun, was Du verlangst, will lernen, was ich nicht verstehe, hab' nur Geduld mit mir.

Im Keller sind Kartoffeln aufgeschüttet.

„Mach' diese Körbe voll“ — befiehlt die Herrin. Die Arme verschränkend steht sie zu, wie das Mädchen die Körbe füllt.

„Nur immer feste zufassen! Sonst wird's nicht fertig.“ Die Zunge zuckt zusammen unter dem harten Kommando.

Dann sind die Körbe gefüllt. Große Scheffelkörbe.

„Bring die Kartoffeln zum Abwaschen!“ Die Frau wendet sich zum Gehen. Das Mädchen faßt die Körbe. Ihr zager Blick irrt ratlos. Die Herrin bemerkt ihr Zögern. „Acht da keine Trage! Na hier.“

Hoch und breit steht die Herrin im Türrahmen, legt der vor ihr Stehenden das Tragholz, das eisenschlagene, kettenklirrende, auf den Nacken, diesen schmalen, weißen, leicht gebeugten Nacken.

Aufrecht steht die Dienerin, die brennenden Lippen zusammengepreßt. Doch unter der lichten Stirn, über die der Abendsonnenstrahl im lockigen Goldhaar eine flimmernde Gloriole webt, brennen zwei Augen: Augen-Seelenpiegel; widerspiegeln die Hoheit des Stolzes, die Gewalt des Hasses, die Kraft des Willens eines ganzen Menschen, einer freien Menschenseele.

Morgen und Abend.

Junge Frau.

Sie war noch von dem Wunder unberührt,
Nur nachts schrieb sie sich kleine Verse auf,
Als einer kam, der sie nun heimgeführt.

So wurde sie ganz plötzlich hingenommen:
Zweimal geboren stugt das Fleisch und Blut,
Und als Maria ist sie heimgekommen...

Alte Mädchen.

Sie hatten ihre groben Hände, grambelaubt,
Vor das Gesicht, sie weinen stille,
Und werden vom Erinnern schmerzlich überstaubt.

Dann ist's, daß Gott sie nochmals trunken machte
Und sie ganz brünstig gieren und vergehn,
Weil niemand war, der durch die Stuben lachte...

Walter B. Dschilewskii.

Emanzipation der Frau in Japan.

Die Stellung der Frau in Japan ist im großen ganzen noch die alte, überlieferte inmitten des Hauses, das ihre Welt bedeutet. Aber die letzten Jahre haben doch eine Bewegung gesehen, die überraschend rasche Fortschritte gemacht hat. Die Frau hat in Japan auf der ganzen Linie den Schritt in die große Öffentlichkeit getan und ist dabei, sich die Männerberufe zu erobern. Die Frauenbewegung verläßt über ein ausgezeichnet redigiertes Organ, die „Fujin-Sekai“ („Die Welt der Frau“), welches den Kampf gegen die Vorurteile seit Jahren mit Erfolg führt. Unlängst brachte die Zeitung eine Ueberschau über den Stand der Frauenbewegung. Danach sind mehr als tausend Frauen als zugelassene Ärztinnen tätig. Manche von ihnen hat mehr als 1000 Yen Einkommen im Monat. An weiblichen Dentisten gibt es fast die gleiche Anzahl wie die der Männer. Krankenpflege nimmt ebenfalls eine große Zahl selbständiger Frauen auf. Weiterhin verdient sich seit einigen Jahren so manches Mädchen seinen eigenen Lebensunterhalt als Hausangestellte. Früher gab es so etwas wie „Dienstmädchen“ nicht, sondern nur männliche Diener und eine milde Form von weiblicher Hörigkeit, als Sklavinnen. Letzteres hat längst aufgehört. Eine solche Hausangestellte pflegt heutzutage sogar selten im Hause ihres Arbeitsherrn zu leben, sondern verrichtet ihren Dienst nur tagsüber. Die Fabriken absorbieren freilich in modernen Japan die meisten Frauen und Mädchen, als die unvermeidliche Nebenarbeit einer allzu rasch aufgeschätzten Industrie moderner Stils. Die sanitären Zustände in den Fabriken lassen zum Teil noch viel zu wünschen übrig. Die Zeitschrift behauptet, daß die japanische Frau die Arbeit in den Faktoreien wie überhaupt die Handarbeit der geistlosen Beschäftigung an der Maschine vorziehe.

Einen sehr wichtigen Zug verrät das Blatt insofern, als es behauptet, daß die Bezahlung der weiblichen Angestellten sich ganz genau nach dem Grade der Bildung der einzelnen weiblichen

Person richtet. Eine Telephonistin beispielsweise, welche das Abgangszeugnis einer Mädchenmittelschule hat, erhält im Monat 50 Yen (etwa 100 M.) Gehalt; eine Arbeiterin mit einfacher Volksschulbildung bekommt zwischen 50—80 Sen (etwa 1 M. bis 1,60 M.) Tagelohn. Neuerdings ist es der Frau sogar gelungen, in den Beruf der Straßenbahnführer einzudringen; in Tokio trägt so mancher „Kondukteur“ seine Mütze fast auf dem weiblichen Kopfe: ein Bild, wie es sich bei uns im Kriege so oft bot.

Das Ehereformprojekt in Sowjetrußland.

Der sowjetrußische Gesetzesentwurf über die Ehereform, welcher einstweilen zurückgestellt worden ist, wird in Rußland mehr und mehr zum Gegenstand von Diskussionen und, wie die Sowjetblätter melden, beginnt allmählich eine gewisse Aufregung wegen der geplanten radikalen Neuerungen um sich zu greifen. In Brjansk fand eine große Versammlung von proletarischen Frauen und Mädchen statt, die über das geplante Ehegesetz debattierten. Es waren mehr als 1000 Frauen anwesend und die Diskussion verlief sehr erregt. Es wurde eine Entschließung gefaßt, die nur gesetzlich registrierte Ehen als solche gelten lassen will, das 18. Lebensjahr als Mindestalter zur Eheschließung eines Mädchen fordert u. a.

Im Wartezimmer.

Im Wartezimmer bei der Gynäkologin. Froulicher Sinn hat dem sonst so nüchternen, schablonenhaften Raum einen behaglichen Anstrich, eine persönliche Note gegeben. Auf dem runden Tisch liegen statt der üblichen vergilbten und zeretzten Familienblätter wertvolle Werke über Säuglingspflege, Erziehung und Frauenbewegung. Aber dennoch: jede, die diesen Raum betritt, durchschauert es kalt. Der Raum sitzt voll von Frauen, älteren und jüngeren, wohlhabenden und armen, verheirateten und ledigen. Und alle flüstern gedämpft, brüten schweigend vor sich hin oder blättern zerstreut in Büchern und Zeitschriften; auf allen lastet dasselbe dunkle und gefährvolle Schicksal der Frau, das sie hier herführt. Auch der sorglos Unbefangenen teilt sich die stumme, nervöse Spannung, die im Raume vibriert, je länger desto intensiver mit. Dort sitzt eine ergraute Mutter und hält ihre hochschwangeren Tochter an der Hand, die aufgeregt flüsternd auf sie einspricht. Die Ältere sucht die junge Frau zu beruhigen, allein auch aus ihren Zügen spricht sorgende Angst: wird alles gut vorübergehen? Da sitzen elegante, gepflegte Damen, an die vielleicht zum erstenmal der Ernst des Lebens herantritt, neben dürftigen Frauen, die mehr als an sich selbst sorgend an die Mittel für Entbindung und Aufzucht des erwarteten Kindes denken. Andere wieder, ohne das Merkmal kommender Mutterschaft, leiden doch an den Organen ihres Geschlechts, — sind es Folgen der Mutterschaft, ist es ein unerschuldetes Schicksal, eigene Schuld oder Schuld eines Mannes? Niemand vermag es aus den blassen, leidenden Zügen zu sehen, wenn nicht die herausfordernd elegante Kleidung manchmal mehr verrät als es ihre Trägerin je tun würde. — Wie ein Schlag durchzuckt die Wartenden jeder Aufzug durch die lebergepolsterte Tür zum Sprechzimmer: bald wird auch dir die Entscheidung fallen! Ein einfach gekleidetes junges Mädchen hört man beim Verlassen des Sprechzimmers auf dem Flur verzweifelt schluchzen. Man ahnt, daß die Ärztin ihr Flehen um einen Eingriff, dem Befehl folgend, hat abweisen müssen, und sie nun durch die Gebote der Gesellschaft gezwungen wird, einem Kinde das Leben zu geben, um das dieselbe Gesellschaft sie verdammten wird. Wird es sie nun von der Schwelle der Ärztin fort zur Schwelle der Puscherin treiben? Eine Frau Mitte dreißig mit feinen, ausdrucksvollen Zügen, die die ganze Wartezeit regungslos vor sich hingestarrt hat, und deren Gestalt deutlich die Zeichen vorgerückter Schwangerschaft trägt, zuckt zusammen, als mit Fräulein X aufgerufen wird. Gewiß, keine böse Absicht, aber doch eine Gedankenlosigkeit, mit der man der Ärmsten ihre schwere Bürde noch drückender macht. Bittere Enttäuschung und Verzweiflung über ihr Geschick liehen sie vielleicht noch nicht dazu kommen, selbst von ihrem, von der Republik errungenen Recht der Titeländerung Gebrauch zu machen.

Wie menschliches Leid, Hoffnung und Furcht offenbart so eine Stunde im Wartezimmer dem, der Augen hat, zu sehen. Unzählige Frauen gehen täglich in der ganzen zivilisierten Welt durch solche Wartezimmer, und am Ende solcher Wänge stehen ein neues Leben, Gesundheit, Siechtum oder vorzeitiger Tod. Ebenso unzählige aber sind die Scharen derer, die draußen bleiben müssen, obgleich auch sie sachkundigen Rates bedürften, weil die bescheidensten Mittel ihnen fehlen. Seiten empfindet die denkende Frau die gebotene Solidarität aller Frauen mehr als in so einer schicksalschwangeren Wartestunde, um allen Frauen, die Leben und Gesundheit einsehen für Schaffung eines neuen Lebens zum mindesten alle durch Menschenverstand und Kunst erreichbaren Sicherungen und Erleichterungen darzubieten.

W. S.

Kindliche Einsicht. „Na, Wolfgang, nun sage mir mal, wer hat dich geschaffen?“ „Der liebe Gott,“ sagt Wolfgang. „Aber nur so hoch, und er zeigt das Bildkindsformat.“ „Den Rest bin ich selbst gemacht.“ (Simplicissimus.)

Gewissensprüfung. Ein bekannter Wiener Genosse kam bald nach Kriegsende, als bei uns die Parteilosung „auf der Höhe“ war, nach Berlin. Gefragt, in welchem Lager er stehe, antwortete er: „Adolf Braun ist Mehrheiter — sozialdemokratisch er als Adolf Braun brauche ich einfacher Genosse nicht zu sein!“